

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

59 (11.3.1931) Die Welt der Frau

Die Welt der Frau

Geschlechtsmoral in Spanien

Spanien gehört zu jenen Ländern, wo der eine Teil der Weiblichkeit der Prostitution angehört, damit der andere seine Jungfräulichkeit bis zur Ehe bewahren kann. Die Keuschheit der Frau stellt hier den ausschließlichen Gegenwert dar für den lebenslänglichen Unterhalt, den der Mann zu gewöhnen hat. Dies ist die unvermeidliche Einstellung des Spaniers, angefangen vom Arbeiter, Bauern und Nichtstuer bis zur höchsten Aristokratie. Die Trennung zwischen Frauen, „die man heiratet“, und solchen, „die man nicht heiratet“, weil sie einen unfehligen Lebenswandel führen, ist eine absolute. Es gibt noch eine kleine, unbedeutende Zwischenstufe. Zu dieser gehören Mädchen aus dem dienenden Stande, die einen sogenannten Heiratvertrag haben, im Volksmunde „Angebot“ genannt, was es in Wahrheit für die Spanierin ist, weil sie dadurch ihr Anrecht auf die Ehe verliert.

Die Prostituierten bezeichnet man als die „Unglücklichen“. Für sie hat man in Spanien nicht so sehr Verachtung als vielmehr Mitleid. Es gibt in Spanien ein unabweisbares Angebot von sogenannten „Unglücklichen“, weil die Nachfrage sehr groß ist; ganze Städte und Straßenzüge sind den Sexualbedürfnissen des Südländers gewidmet, denn andere Frauen sind ihm nicht zugänglich. Die Mädchen wurden von ihren Müttern und Tanten unglücklich beiseite gedrückt in einem unnatürlich zurückgebliebenen Leben für den Mann und die Ehe herangezogen. Das Kennenlernen der Geschlechter geschieht hinter einem Gitter und Toren oder von der Straße aus zum Balkon eines Stadtwertes. Bis zur Vermählung erkranken die Brautleute der Garderobe, auf daß nur ja der teure Schmuck nicht verloren gehe und mit ihm die Auslieferung auf die Ehe.

Im Norden des Landes haben sich die Sitten ein wenig gelockert, ohne jedoch die Einstellung zum Eheverbot selbst auch nur um geringsten Maß zu haben. Madrid ist wegen seines großen Materialismus bekannt. Jeder einigermaßen begüterte Spanier hat sich eine oder mehrere Frauen, je nach seinem Vermögensstande, Angebot und Nachfrage werden täglich im Ansehen der liberalen Bevölkerung.

Das große Heer der Prostituierten rekrutiert sich aus Mädchen, die einmal „gefallen“ sind und dann langsam diesem Leben zufließen, und aus solchen, die in dieser Atmosphäre groß geworden sind und eigentlich schon durch Geburt diesem Schicksal verfallen sind. Weistens sind diese unglücklichen Geschöpfe des Lebens und Schreckens unfähig, haben nie etwas Nützliches gelernt; niemand hat sie beibringen und ihren Charakter erziehen, und so bleibt ihnen kein anderer Weg offen. Diejenigen die aus purer Notwendigkeit sich diesem Beruf widmen, sind sehr selten, und es kommt kaum vor, daß eine Prostituierte ihre natürlichen Instinkte verloren hätte. Die meisten haben Kinder und sind ihnen eine wertvolle und begabte Mutter. Von Missetatungen hört man meistens nur aus der Ferne, außerhalb der Prostitution viel häufiger. Eine der eigenartigsten Kapitel im spanischen Geschlechtsleben ist die Homosexualität. Analasien scheint der Boden zu sein, wo für die Entwicklung der gleichgeschlechtlichen Liebe besonders günstige Vorbedingungen gegeben sind. Es gibt dort ganze Städte und Dörfer, die bevölkert sind wegen ihrer ungeheuren Zahl von Homosexuellen. Das Geschlecht selbst behandelt sie mit der größten Achtung; „lomet nicht das moralische Empfinden der Öffentlichkeit“ wird nicht, sondern diese „Angehörigen“ ihrem Dasein ungehindert nachgehen, und das Publikum selbst behandelt sie mit der größten Achtung. Man heiratet sie mit jener natürlichen Selbstverständlichkeit, die die Achtung vor dem Selbstverständnisrecht jedes Einzelnen einschließt. Der Homosexuelle hier scheint sich weber seiner Neigung, nach sucht er sie zu verheiraten. Es hat im Gegenteil den Anschein, als ob er geradezu stolz auf seine Andersartigkeit sei. Arm in Arm, grübelnd und gelächelt, das Paar an den Schultern gefaßt, in den Straßen sich wiegend und eng aneinander gedrückt, lächeln diese jungen Männer am hellen Tag durch die Straßen, und wenn die Jugend diesen Freunden ein Scherzwort zuwirft, das auf ihre Sexualität anspielt, dann lassen sie es gemächlich, durchaus nicht beleidigt. Sie wollen als Frauen gelten und übernehmen in den Vorbereitungen der Arbeiten der Frauen wie

Schneern, Walzen und Einholen, tragen weibliche Namen wie Felicia, Carmen, Marietta usw. und legen großen Wert darauf, daß man sie so ruf.

Der Prozeß der Geschlechtskrankheiten in Spanien ist erschreckend hoch. Die Ursache liegt größtenteils am Mangel der hygienischen Einrichtungen, wie überhaupt an der Keuschheit, die in diesen Bezirken noch in paradiesischen Umränden schlummert. Mit dem Aufklärungswork macht man es sich noch sehr leicht, trotzdem man sonst den Dingen des Geschlechtslebens mit einer schönen Offenbarkeit und Natürlichkeit begegnet. — Es gibt wohl eine Pflicht der Prostituierten sich in gewissen Zeitabständen beim Arzte zu melden — aber was läßt sich nicht alles umgehen mit Geld und guten Worten!

Spanien ist ein Land, für das es keine Sexualprobleme gibt. Sein Geschlechtsleben ist unkompliziert, animalisch und von keinem Gefühlskomplex beherrscht, solange es sich nicht um die Wahl einer Ehepartnerin handelt. Konflikte können nicht entstehen, weil die beiden Gruppen der Frauen so weit auseinander liegen und außerdem ein physiologischer Abstand die eine von der anderen trennt. Im Brautstand ändert sich wenig für den Mann; hier die Ehe für die Prostituierte, dort die Seele mit Romantik und ewiger Liebe für die zufünftige Mutter der Kinder. Keintide und scharfe Trennung; ohne Gefühlsbalken für die eine, ohne empfindliche Schwächen für die andere.



Madame Butterly malt Waffelplakate
Japanische Mädchen bei der Aufbereitung von Propagandaplakaten für die bevorstehenden Wahlen.

Nach tragen sie ihre bunten Kimonos und hohen Soartradien, aber das Tur und Treiben der Japanerinnen ähnelt schon sehr dem ihrer Schwestern in Europa und Amerika. Für die bevorstehenden japanischen Wahlen wird überall von den Frauen aktive Wahlhilfe geleistet.

Die Wärmemenge, die die Sonne der Erde jährlich zuliefert, würde genügen, um einen die Erde rings einschließenden Eispanzer von 31 Metern Dicke abzumelzen.

Zum 50. Geburtstag einer lieben Frau und Mutter

Von Karl Birner.

Einst warst du Knospe nur, und seht verschlossen
Bar deiner Herzensregung bunte Pracht,
In zarte Kelchblätter eingeknosst
Trugst du von edler Güte schwere Pracht.

Dann ist die Knospe leise aufgeklungen,
Ihr Schmutz war rot und glänzend wie dein Herz,
Der Kose gleich ist dein Gemüt durchdrungen
Mit süßem Duft der Liebe, Geist und Scherz.

Die Zeit verrann, um dich als volle Blüte,
Geflegt von dir, bewacht von deiner Güte
Erstanden neue Knospen Jahr um Jahr.

Die Zeit verrann, und nun hat dich beglückt
Ein junger Lebens, und hat zudem gelüftet
Mit Silberblenden da und dort dein Haar.

Fischgerichte für den Arbeiterhaushalt

In den Wintermonaten hat man die Garantie, daß Fische im allgemeinen frisch sind. Man soll deshalb keine Woche vergehen lassen, ohne wenigstens einen Fischtag einzulegen. Fischtag, wie z. B. Kachs, sind sehr teuer, deshalb wird die parisiame Hausfrau sich mehr an die Seeische halten. Beim Einkauf von Fischen muß die Hausfrau sich nur auf ihre Nase verlassen; sobald ein Fischland einen unangenehmen Geruch verbreitet, soll sie nichts kaufen, denn dann ist Fisch zweifelhafter Genuss. Das Hauptfischgericht im Arbeiterhaushalt ist der Serrin. Bei den Serrinen dürfen die Köpfe nicht rot aussehen. Gerade der Serrin muß taubellos sein, wenn man Freude von ihm haben will. Gut gereinigt und ausgeweidet, leicht geiselt, in Mehl gewickelt und in brauner Butter knusperig gebraten ist er eine wirkliche Delikatesse. Auf gleiche Weise werden die Fische zubereitet, ebenso Makrelen. Man kann natürlich bei all diesen kleineren Fischen das Fleisch von den Gräten lösen, so daß man Fischfleisch bekommt; auf diese Weise kann man ihre Beliebtheit leicht steigern. Man kann diese Fischfilets ein wenig salzen, in Mehl wälzen und in Butter braten, man kann sie aber auch in Eierfluchenteig wälzen und auf diese Weise hellbraun baden.

Zu geflochtenem Fisch gibt man entweder verlassene Butter, frische Butterflügelchen oder eine gute Fischsauce, die mit feingewiegtem Schnittlauch, Dill, Petersilie, Koriander und ähnlichen Kräutern verlegt ist. Reste von geflochtenem Fisch kann man entweder zu Fischmartinade verwenden, indem man eine Eijohauce mit gehackten Zwiebeln darüber gibt, oder indem man die gut entgräteten Reste in eine Schüssel tut und schichtweise mit Mayonnaise überzieht. Auch Fischlösschen kann man für den gleichen Zweck daraus bereiten.

Besonders für Fischreste geeignet sind Fischcroquettes. Man läßt den geflochtenen Fisch durch die Hadmaschine gehen und vermischt ihn mit 65 Gramm Semmelmehl, zwei ganzen Eiern, etwas Salz und Pfeffer, 30 Gramm zerlassener Butter und 40 Gramm geriebenen Zwiebeln. Die Masse formt man zu kleinen Kugeln, die man in gewärmtem Öl und Semmelmehl panziert und in dampfendem Fett zu schöner Farbe ausbackt. Vorzüglich als Beilage zu Gemüse oder Kartoffeln.

Gern gegessen wird auch „Fisch in der Form“. Man legt in eine feuerfeste Form schichtweise geflochtene Kartoffelgabeln und den zerlegten Fisch, quillt eine Sauce aus 10 Gramm Mehl, 5 Gramm Salz, 1/2 Liter laurer Milch, gibt diese über das Gericht, bestreut es mit Semmelmehl, betrüffelt es mit zerlassener Butter und läßt es zwanzig Minuten lang kochen.

Roman einer Frau

Die Tante Maria Theresia — Charlotte Christine von Braun
— Peter der Große von Rußland — Die Junge im Sara
— nach Amerika entflohen
Von S. Wagner.

Im Sara liegt das wunderliche in der romantische Landbesitzung des Schlosses Blankenburg, das zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Sitz der Hofhaltung eines jener Zwergfürsten war, dessen Deutschland damals — und übrigens auch heute! — keinen Mangel hatte. Ludwig Rudolf, Herzog von Braunschweig, verlebte dort ziemlich bescheiden, ehe er durch den furchtlichen Tod seines beiden Brüder Herzog von Braunschweig ward.

Im Blankenburger Schloss wuchsen drei wunderliche Blüde zusammen heran — und alle drei machten Karriere, wie sie es sich wohl nie hätten träumen lassen: Elisabeth, die Älteste, wurde Kaiserin und heiratete Kaiser Karl VI. Sie wurde nachmals Maria Theresia Mutter, Antoinette, die zweite war mit ihrem vorerwähnten Peter von Braunschweig verheiratet. Das Los dieser beiden Schwestern war nicht nur glänzend, sondern auch glücklich; desto tragischer sollte das der jüngsten, der amüßigen Charlotte Christine, werden.

Dennals ging Peter der Große auf Braunschweig aus für seinen Sohn Alexei, den er, ganz im Sinne seiner auch sonst bedächtig gewalttätigen Europanerung Rußlands, nicht — wie es die früheren Söhne getan hatten — mit einer Frau aus dem russischen Borszenadel vermählen wollte, sondern mit einer Gattin aus einem prächtigen Europas augebacht hatte. Seine Wahl fiel auf Charlotte Christine von Braunschweig — nicht wenig mag dazu beitragen haben, daß sie die Schwägerin des spanischen Königs war, der auch die deutsche Kaiserkrone trug. Und so wurde die kaum zwanzigjährige Prinzessin am 25. Oktober 1714 in Lötgau mit großem Pomp und in Gegenwart ihres Schwiegervaters, des Sarrer, der zu dieser Feier den Hof seines ebenso prunkliebenden als ausschweifenden Freundes August von Polen erwähnt hatte, mit dem russischen Thronfolger Alexei vermählt. Willig hatte sie sich in diese Heirat geliegt; nur eine einzige Bedingung stellte sie: daß sie bei ihrer inderischen Komposition bleiben dürfe, was ihr auch angeschlossen ward.

Die Ehe wurde rasch eine sehr unglückliche, trotzdem oder vielmehr gerade deshalb, weil der Zar keine Schmeicheleien schätzte und seinem Sohne empfehlen harte. Denn vielleicht selten in der Geschichte ist der Sohn zwischen Vater und Sohn so liegend geworden, als in Falle Peter des Großen. Nur war es hier umgekehrt; war somit der Vater der Reaktionär und der Kronprinz der Reforme, Europaner, „Westler“, war und sein wollte, in der Person des Sohne, einer ostorientierten Mutter kommend, und dem ein zöher und ungeschickter Bursche war. Ehenso hieß es aus demselben Stande, stand er ganz im Sinne des hohen orthodoxen Alexei und seiner Kaiserin Maria Theresia, einer finnischen Waise, mit welcher er den rechten Blick des Schloßes bewachte, in der Charlotte verfallen im Harn hauste. Alexei ignorierte seine schöne, sanfte und geistreiche Gemahlin völlig, sogar in der Öffentlichkeit; und wenn er sie mit ihr befragte, so war es nur, um sie zu quälen oder sogar

tätlich zu mißhandeln. Und der Zar war durch seine vielen Kriegszüge abgelenkt, und nicht immer in der Lage, ihr beizustehen, wie er es wohl gemollt hätte.

Trotz ihrer Bildung und Lebenswürdigkeit hatte man Charlotte bei Hofe, weil sie nicht zum orthodoxen Glauben übergetreten war — und so war das Los der jungen Frau ein treudolles. — Da trat die erlösende Katastrophe ein. Am Jahrestag ihrer Hochzeit, am 25. Oktober 1715, schenkte Charlotte einem Knaben, dem nachmaligen Peter II., das Leben, erkrankte aber zugleich schwer, wenige Tage vor der Geburt des Kindes hatte ihr Gemahl sie geschlagen und mit Fußtritten traktiert. Der Zar eilte an ihr Sterbebett; ihm empfahl sie den Enkel, und sagte dann zu den sie sich bemühen den Ärzten: „Nehmt mich nicht — laßt mich sterben. Ich will nicht leben — das Leben liegt schwer auf mir!“ Am 1. November verschied sie und wurde mit großem Pomp in Anwesenheit des Zaren beigesetzt.

Nach am nämlichen Tage kündete der Zar seinem Sohne schriftlich an, daß er ihn für unwürdig halte, sein Nachfolger zu werden. Es kam zu offenem Bruch zwischen Vater und Sohn; Alexei floh aus Rußland, suchte zu seinem väterlichen Schwager nach Wien, dann nach Neapel. Von dort aus sprach man ihn zur Heimkehr; es kam zum Kaiserertragsprozeß, in dessen Verlauf Alexei farb. Ob er vor der Vollziehung des über ihn verhängten Todesurteils gehandelt hat, sei es durch Gift oder erwirrt, oder ob eine Krankheit ihn plötzlich dem Scharfot entzog — darüber sind sich die Geschichtsforscher nicht einig. Fest steht nur eins: daß Peter den Tod des Sohnes heuchelt gemollt und herbeigeführt hat. . . .

Jahre kamen und gingen. In Rußland war die sanfte Dulderin Charlotte längst vergessen. Da tauchten absonderliche Gerüchte auf. Ein französischer Offizier, namens d'Hubant, der längere Zeit am russischen Hofe gelebt hatte traf in Louisiana in Amerika eine schöne Frau voll vornehmer Würde an der Seite eines alten

Mannes, der für ihren Vater galt. Er glaubte keinen Augenblick trauen zu können, als er in ihr die unglücklichste Geschickliche Charlotte wiedererkannte. Vorzüglich und taktvoll suchte er, mit dem Paare in Verbindung zu kommen; und schließlich bezog er das besetzte Haus. Wenige Monate später brachten die Journale die aufsehenerregenden Berichte über d'Hubant überbrachte diese Nachricht seinen neuen Freunden; und d'Hubant überbrachte diese Nachricht seinen neuen Freunden. Die Wirkung war die, die er sich erwartet hatte; die Dame, aus tiefster Erschütterung, gelang ihm Charlotte zu sein. . . . Und nun berichtete sie ihm eine mehr als abenteuerliche Mär: Irene Freunde, die den Sommer ihrer Ehe und die Mißhandlungen ihres Gatten mitangelegen hatten, hätten ihr zur Ausführung eines gewagten Planes verholfen. Sie habe sich sterbend gestellt, um zu fliehen, und ein neues Leben beginnen zu können; in dem Heim ihrer Freunde sei sie geborgen worden, die Reste seien im Kompost geworfen — und so habe nun Irene, in Charlottens Kleidern bekleidet — in der wirklichen Charlotte in Begleitung ihres treuen deutschen Dieners, der hier in Amerika als ihr Vater galt, über die Grenze verfliehet entflohen sei. In dem Schlosse ihrer Freundin Aurora Gräfin Königsmarkt habe sie sich wieder erholt, dann die Reise nach Paris und von da nach Marseille fortgesetzt, um die alte Welt zu verlassen und in der neuen ein anderes, besseres Dasein zu beantragen. So erzählte die Prinzessin dem jungen Offizier.

d'Hubant versicherte ihr, daß er ihr ganz zur Verfügung stehe; er werde alles anbieten, um sie sicher nach Rußland zurückzuführen, wo ja der Zar Peter noch lebe, der sie gewiss treulich wieder aufnehmen würde. Aber Charlotte wollte nicht mehr in ihr verödetes Justhaus zurück. Sie hatte einsehen gelernt, daß das stille Privatleben, das sie führte, ihrer Natur viel mehr entsprach, als die Natur des Hofes. Und sie nahm dem Offizier das Versprechen ab, ihr Geheimnis zu wahren. Er gehörte ihr; die Freundschaft zwischen beiden ward immer inniger, und schließlich vermählte sich Charlotte mit d'Hubant.

Sehn Jahre nachher geschah ein Unglück; Charlotte hatte ihrem Gemahl ein Töchterchen geschenkt — da erkrankte er schwer. Nur eine Operation versprach Hilfe, und nur in Paris war diese durchzuführen. Das Paar beachte sich nach Frankreich. Die Behandlung glückte, zumal Charlotte den Gemahl aus treuester Pflege. d'Hubant bewachte sich um eine Stelle im französischen Kolonialdienst, welche er auch erhielt. Kurze Zeit, ehe das Paar sich nach der Insel Bourbon einschiffte, erkannte der Marschall Mor's von Sachsen die Prinzessin, als sie im Tuilerienpark spazieren ging. Auch ihn bot sie, ihr Geheimnis zu bewahren — wenigstens, bis sie Frankreich wieder verlassen hätte. Er hielt Wort; aber nach ihrer Abreise teilte er dem König die ganze Angelegenheit mit. Dieser sandte Boten zum Gouverneur von Bourbon, ihm die rücksichtsloseste Behandlung d'Hubants anzuempfehlen — zugleich aber verständigte er Maria Theresia von dem Schicksal ihrer Tante.

Die Kaiserin bedachte sich beim König und schrieb an Charlotte: Sie lud sie ein, zu ihr nach Wien zu überkehren, jedoch unter der Bedingung, Gatte und Tochter zu verlassen. Für die Französin forderte weiche. Natürlich ging Charlotte hierauf nicht ein. Sie hat noch genug und überleben vom Leben bei Hofe gehabt. 1747 Raub d'Hubant. Auch ihre Tochter, hoch — und so lebte die wieder Verehelichte nach Paris zurück, wo sie in großer Zurückgezogenheit noch 1788 unter dem Namen einer Frau von Molbad gelebt haben soll. . . .

... nein! — nur keinen ixbeliebigen Kalkkaffee! Kathreiner muß es sein... Der Gehalt macht's!